

Der kleine Bund



Diese Musik hat es nicht verdient, in den Hintergrund zu rücken: Das Julie Campiche Quartet und die Trapezartistin Vanessa Pahoud in den Vidmarhallen. Foto: Enrique Muñoz Garcia

Von Wildsäuen und Dressurpferdchen

Sounds Was taugt die Harfe im Jazz? Was ein Trapez? Und lohnt sich ein Musik-Ausflug nach Tunesien? Diese und viele andere Fragen hat das 19. Be-Jazz-Winterfestival beantwortet.

Ane Hebeisen

Wäre die ganze Musikwelt ein Zirkus, dann würde der Popzweig am ehesten den Metiers der Clowns und Zauberer entsprechen, die Klassiker wären die Dressurpferdchen, die Punks die Messerwerfer – und die Jazzmusiker wären die Trapezkünstler. Jene, welche die grössten Risiken eingehen und die Möglichkeit des Absturzes stets mit einkalkulieren.

So betrachtet, ist es gar nicht einmal so abwegig, dass die Genfer Harfenistin Julie Campiche für ihren Auftritt am Be-Jazz-Winterfestival – diesem Schaufenster des zeitgenössischen Schweizer Jazz – eine ebensolche Trapezkünstlerin geladen hat. Quasi als fünftes Element zu ihrem Quartett. Vanessa Pahud heisst die Dame, die sich alsbald anschickt, an ihrem Arbeitsgerät eine Art Visualisierung der Musik zu versuchen.

Lyrik-Jazz

Es gelingen ihr zeitweise denn auch tatsächlich ein paar starke Bilder. In den anfangs geschmeidigen Bewegungen sind auf einmal Irritationen erkennbar, mal ein Zittern, mal ein Stocken. Die Schönheit bekommt Risse. Und weil ein ekstatisches Saxofonsolo auch auf dem Trapez mitgetanzt eine relativ wilde Sache ist, stellt sich immer wieder die bange Frage, ob die Verankerung der Seile diesem ungezügelten Hopsen, Rütteln und Schlenkern wohl standhält.

Sie hält. Doch was leider nicht ganz so gut hält, ist die Aufmerksamkeit auf die Musik, da Frau Pahud irgendwann von der Trapezartistik zum kontemporalen Tanz übergeht, performative Elemente einbringt, herumschreit und sich mit einer Schere traktiert, womit der

klingende Teil der Darbietung teilweise zur Nebensache verkommt. Und das hat diese Musik weiss Gott nicht verdient. Ohne den Freunden der Trapezkunst zu nahe treten zu wollen: Doch gäbe es die Wahl zwischen dem Erwerb einer CD und jenem einer DVD, man sollte sich in diesem Fall unbedingt für die ausschliesslich klingende Variante entscheiden. Denn die Musik ist von einer derartigen Grossartigkeit, dass sie keiner Assoziationsstützen bedarf.

Julie Campiche und ihre Band bezirzen mit einem lyrischen Hochspannungsjazz voller dynamischer Zuspitzungen und voller betörender Schönheit. Die Harfe kommt mal als dezentes und vielgestaltiges Begleitinstrument zum Einsatz, mal ist sie – leicht elektronisch manipuliert – dem Geräuschhaften verpflichtet, eher zu selten arriert sie auch zum Soloinstrument.

Für die meisten Einzelvorstösse zeichnet der exquisit gestaltende Saxofonist Leo Fumagalli verantwortlich, der mit seinen schwermütigen Skalen streckenweise wie ein Jan Garbarek aus der präesoterischen Ära klingt. Anfang Februar erscheint das Album «Onkalo» von Julie Campiche, auf welchem dieser ganze Zauber nachzuhören ist. Ein Werk, auf dem Risikobereitschaft, Kunstwollen und das Hochhalten schierer Anmut in selten vernommener Stilsicherheit ausbalanciert worden sind.

Action-Jazz

In gewissem Masse trifft selbiges auch auf das Konzert der neuen Band von Malcolm Braff zu, so etwas wie der Jackson Pollock der Schweizer Jazzmusik. Selten wird unter diesem Herrn dezent getupft. Lieber wird gekratzt und gekleckert. Ein Solo auf einem einzigen tie-

fen Pianoton? Kein Problem. Uni-Solo-Interventionen auf Rhodes und Flügel? Bitte sehr. Shijin heisst das Quartett, in dem so einige Spannungsfelder wirken.

Da ist ein Schlagzeuger, der die Kunst der mehrfach gebrochenen Beats hochhält, da ist ein Bassist mit auf T-Shirt manifester Sympathie für die Gruppe Motörhead, und da ist der stets unberechenbare Herr Braff an den Tasten

Zusammengehalten wird das Ganze vom unbestrittenen Helden des Abends, dem etwas nachlässig gestylten, aber sehr lässig zwischen Sanftheit und Halsbruch modulierenden Saxofonisten Stéphane Guillaume aus Frankreich. Bald erntet dieser für jede seiner Aktionen im besten gefüllten Vidmar-1-Saal zu Liebefeld Szenenapplaus, bald ist die Lust geweckt, dessen Solowerk genauer unter die Lupe zu nehmen (dringend empfohlen sei hiermit sein Album «Intra Muros» aus dem Jahr 2007).

Tunesien-Jazz

Bereits in ihrer Adoleszenz hat die Jazzmusik immer wieder gerne mit fremden Kulturen geflirtet. Als in den späten Fünfzigerjahren in Rio der Bossa nova ausgeheckt wurde, waren Jazzmusiker wie Stan Getz, Joe Henderson oder Ike Québec schnell zur Stelle, um den neuen Sound einzuverleiben. Später rückte die indische Musik in den Fokus der Jazzer. Ein anderes Mal waren es Kuba, Äthiopien oder die Sahara.

Eher eine Mogelpackung war dahingegen der allseits beliebte Jazzstandard «A Night in Tunisia», den Dizzy Gillespie in den Vierzigerjahren in einer schmucklosen Garderobe in Texas ausgeheckt haben soll. Mit tunesischer Musik hat das Stück – ausser einem leichten orientalischen Einschlag – nämlich

rein gar nichts zu tun. Da hat sich der Pianist Jean-Christophe Cholet schon etwas mehr Kulturwissen angeeignet, als er 2013 mit seinem Album «Nights in Tunisia» auffällig wurde.

Nun hat er am Winterfestival den zweiten Teil dieses Themenschwerpunkts präsentiert. «Back in Tunisia» heisst sein Programm, das allerhand in sich vereint: Nicht genug, dass die tunesische Musik bereits ein ziemlich wilder Kulturmix darstellt, reich bestückt mit Einflüssen aus der arabischen Klassik bis zur Musik der Berber, der Osmanen oder der Nordafrikaner. Cholet und seine Musiker fügen alldem eine grosse Portion Jazz, ein bisschen Funk und zuweilen etwas gar viel kompositorischen Eifer hinzu.

So richtig zum Schweben kommt diese Musik erst gegen Schluss des Konzerts, als der Gestaltungswille des Komponisten in den Hintergrund rückt und die Solisten (herausragend: Posaunist Geoffroy De Masure) freien Auslauf geniessen. Und in diesem Konzert erfüllt sich auch die These, die unser Jazzexperte Tom Gsteiger im Vorfeld des Festivals in Bezug auf das Schaffen des Trios Feigenwinter/Oester/Pfammatter aufgestellt hat (siehe «Berner Woche» vom 16. Januar), wonach sich Standards als Grundlage zur Improvisation oft besser eignen als originelle Eigenkreationen. Wie die Band in Bern von einem traditionellen Lied aus dem Maghreb behände in jazzige Freigeistigkeit übergeht, ist weit erhabender als jegliche zuvor geleistete Kreativleistung am Notenblatt.

Präzisions-Jazz

Um noch einmal auf die anfangs erwähnte Zirkusmetapher zurückzukom-

men: Nicht ganz einfach zuzuordnen sind in diesem Bild die vier Herren des Berner Kaleidoscope String Quartet, welches das Festival eröffnen durfte. Denn selten kommt es im Zirkus vor, dass Dressurpferdchen zu Hochseiltänzern umgeschult werden. Die Viererschaft ist jedoch im Jazz und in der Klassik gleichermaßen zu Hause, spielt ohne Notenständer, ist des Solierens mächtig und hat ein Faible für ziemlich abgedrehte Kompositionen.

Einen überraschenden Einwurf gibts während des Auftritts vom Bratschisten David Schnee: Es sei erstaunlich, wie unterschiedlich ihre Stücke von Abend zu Abend klängen, bemerkt er einmal in einer Ansage. Überraschend ist das, wenn man hört, mit welcher staunenswerter Präzision diese vier Musiker um den Violinisten Simon Heggenhorn zu Werke gehen. Viel Spielraum für individuelle Gestaltung scheint hier nicht ausgespart zu sein.

Musikalisch klingt das immer wieder, als wollte sich das Quartett bei irgendwelchen Suspense-Filmemachern um die Verfertigung eines Soundtracks bewerben. Es ist eine höchst assoziative Kunstmusik, im Fröhlichen wie im Spannenden, im Klassischen wie im Jazzigen. Und mit dem eigens für die Band geschriebenen Quasi-Walzer des österreichischen Komponisten Georg Breinschmid gesellt sich sogar noch ein bisschen Slapstick hinzu.

So hat sich bereits am ersten Konzert des 19. Be-Jazz-Winterfestivals gezeigt, was sich im weiteren Verlauf bestätigen sollte: nämlich wie eigenwillig, wie mannigfaltig und wie furchtlos sich der zeitgenössische Jazz der Schweiz heute doch präsentiert. Ein sehr kurzweiliger Zirkus, ohne Frage.